

Eugène Isabey und Carl Spitzweg

Autor(en): **Graber, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [21]

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eugène Isabey und Carl Spitzweg.

Zu umstehender Reproduktion.

In der Nationalgalerie zu Berlin findet sich (seit 1906) ein Gemälde von Carl Spitzweg, betitelt „Badende Frauen am Meer bei Dieppe“. Auf dem Blendrahmen steht in alter Schrift: Frauenbad in Dieppe nach Isabey von Carl Spitzweg. Das Original von Isabey gilt als verschollen. Es existieren noch zwei weitere als Spitzweg ausgegebene Kopien dieses Bildes, eine in Münchner, die andere in Dresdner Privatbesitz. Keine dieser drei Kopien (die alle ohne Bezeichnung sind) ist, nach den Forschungen des Spitzwegbiographen H. Uhde-Bernays, ganz von Spitzweg gemalt, an dem Dresdner Exemplar ist sogar seine Hand gar nicht festzustellen. In schweizerischem Privatbesitz fand ich nun vor einiger Zeit eine vierte Replik des Gemäldes, die schon deswegen ein besonderes Interesse hat, weil sie eine Bezeichnung (Ort und Datum) trägt: Paris. S: Ang. 53. (S: Ang. ist wohl eine Abkürzung für Sainte Angèle d. i. der 31. Mai). Das Bild hat fast genau dieselben Maße wie die Berliner Kopie (37 : 66 cm, Berlin 37 : 65 cm), sieht aber alttümlicher aus (auch als die andern Kopien), was schon an Hand der Vergleichung von Photographien mit Sicherheit konstatiert werden kann. Es ist mir nun sehr wahrscheinlich, daß es sich bei dieser neuen Replik um das Original Isabeyns handelt. Einmal hat das Gemälde eine alte Tradition als Isabey, andererseits ist es von hoher Qualität und trägt einen

durchaus originalen, gar nicht kopienthaften Charakter. In der Malweise ist es, soweit ich das momentan zu beurteilen vermag, mit sicheren Werken des Franzosen sehr verwandt. Auch die Signatur kann von Isabeyns Hand stammen ... Unbegründet scheint es mir und in der Beweisführung mißlungen, wenn Uhde-Bernays (dem ich seinerzeit Mitteilung von der neuen Replik machte und der diese Mitteilung [ohne Herkunftsangabe] in seinem Spitzwegbuch verwertete, ohne damals schon das Bild selbst gesehen zu haben) E. Isabey als Autor des Originals einfach fallen lassen und den wenig bedeutenden Marinemaler Gudin dafür vorschlagen will. Dagegen spricht schon sehr stark die alte Tradition der Kopien als „nach Isabey“, ferner die Qualität des Originals (nach den Kopien geurteilt). Ferner befinden, bezw. befanden sich in Hamburger Privatbesitz (laut Bötticher „Malerwerke“) motivisch verwandte sichere Werke von Isabey, so ein „Badestrand“ von 1852 (ähnliche Maße wie bei unserm Bild: 33 : 64 cm), eine Küste von St. Malo von 1853, ein „Strand“ von 1855 u. a. Sicherer Ausschluß über das Verhältnis der neuen Replik zu Isabey und zu den deutschen Kopien vermag aber nur eine Konfrontierung mit den Kopien und mit gesicherten Werken Isabeyns zu verschaffen. Ist die neue Replik das Original, so wäre ein wichtiger terminus post quem für die Entstehung der Kopien gegeben.

Dr. Hans Graber, Basel.

Das Grab der Christin.

Mit zwei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Nach ihm, nicht nach den Leuchttürmen, richten die Schiffer ihren Kurs. In einem Umkreis von einigen Tagereisen beherrscht es das Land. Von pyramidalen Wucht, ragt es auf aus grenzenloser Einsamkeit, riesenhaft. . . Schon nach diesen drei Sätzen wird sich jeder fragen: Das Grab einer Christin soll das sein? Und wenn ich noch hinzufüge, daß diesem gigantischen Bauwerk der Stempel der Antike so deutlich aufgedrückt ist, daß ihn ein Laie erkennen kann, wird er ausrufen: Aber damals begrub man die Christen doch in Katakomben! Es wäre ja hanebüchen gewesen, die Aufmerksamkeit der Feinde solchermaßen auf die Grabstätten der verhassten Sekte zu lenken! Wer so spricht, braucht nun auch den Mut zum Stolz nicht mehr zu scheuen. Denn: Generationen und Abergenerationen kamen nicht auf diesen scheinbar so naheliegenden Gedanken, durch Jahrhunderte und Aberhunderte vererbte sich der Glaube, daß man es hier mit dem Grab einer Christin zu tun habe, drei Nationen taufeten den Bau mit diesem Namen. Das heißt, die Spanier wiederholten nur den Fehler der Araber, indem sie deren Kbur-Rumia in Fuesa de la Christiana übersetzten, die Franzosen machten daraus einen Tombeau de la Chrétienne, unter welcher Bezeichnung das imposante Denkmal längst vergangener Zeiten noch heute bekannt ist und selbst in den sachlichen Handbüchern aufgeführt wird. Ebenso geheimnisvoll und irreführend wie sein Name ist auch die Geschichte des Grabes. Den Eingang konnte man nicht. Zahllose Sagen und Legenden wußten aber von den unermesslichen Schätzen zu berichten, die unter dem kolossalen Steinhäufen schlummerten. An seiner Nordseite entdeckte man wohl eine Türe, aber sie erwies sich als blind, und den Türstoß zierte ein Kreuz. Das war den Arabern oder Türken Beweis genug, daß außer den brauchbaren Schätzen auch der allahverfluchte Leib eines Rumi dahinter verborgen lag! Und also hatte das Kind zunächst einmal einen Namen.

Darauf gerieten die Spanier im sechzehnten Jahrhundert auf den Gedanken, daß sie vor dem Mausoleum Cavas ständen, jenes über alle Maßen schönen Mädchens, das der Gotenkönig verführt hatte, worauf der mächtige Vater der Unglücklichen aus Rache Spanien den Muselmännern auslieferte. Natürlich

bemächtigten sich auch alsbald die Märchenerzähler des dankbaren Gegenstandes. Einmal bemerkte ein Hirte, der in der Nähe sein Vieh weidete, daß seine Lieblingskuh allmählich verschwand, seltsamerweise aber am Morgen friedlich wieder inmitten der Herde ging. Da faßte er eines Nachts Mut und ging ihr nach: sie schlug den Weg zu dem Grabmal ein, und, kaum war sie vor dessen Mauern, schien es, als ob die sich plötzlich aufzutäten und hinter ihr sogleich wieder schlössen. Der Hirt, nicht faul, hingte sich das nächste Mal im entscheidenden Augenblick an ihren Schwanz und geriet so in diesen algerischen Sesam. Die Taschen voll Gold kehrte er auf dem nämlichen Wege zurück. Unnötig hinzuzufügen, so schließt die Mutter in der ersten Kolonie Frankreichs das Märchen, daß der brave Hirt diesen nächtlichen Spaziergang öfters wiederholte.

Ein andrer Mal fiel ein Araber in die Hände eines Christen, der ein gar schlimmer Zauberich war. Er versprach dem Gefangenen, ihm die Freiheit zurückzugeben, wenn er in das Grab ginge und dort gegen Osten gewendet ein magisches Papier verbrenne, das er ihm auch gleich in die Hand drückte. Zitternd gehorchte er. Kaum war das Papier in Rauch aufgegangen, als die Mauern sich auftaten, und — o Wunder! — ein breiter Strom blanker Goldstücke flutete heraus, fort, hinüber nach Spanien in die Hände des lachenden Hexenmeisters.

Aber dieses Mittel scheint nur einmal geholfen zu haben; denn die zu Algier residierenden Herren Seeräuber griffen zu praktischeren Zauberformeln: zu Kanonen. Allein die ungeheure kompakte Steinmasse schüttelte die Kugeln ab wie ein Pferd die Fliegen. Nun befahl Sala Reis, der Pascha, einer Anzahl Christensklaven, die er eben auf der weiß welchen Meeren zusammengeräubert hatte, eine Bresche in die Mauer zu brechen. Nach kurzer Zeit mußte die Arbeit aufgegeben werden, denn große Schwärme giftiger schwarzer Hornissen dezimierten die Goldsucher. Ein Dei nach dem andern setzte die Versuche seines Vorgängers fort, immer mit demselben Mißerfolg. Mehr litt das Bauwerk unter der Vorliebe der Eingeborenen, aus den Steinen Geschützkegel zu formen. Nicht einmal die Erdbeben richteten soviel Schaden an wie die Zerstörungswut der Enttäuschten.